Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 13

Artikel: Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668985

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XLIII. Jahrgang Zürich, 1. April 1940 Heft 13

Frühlingsgleichnis.

Über die Gärten, über die Auen,
Lieblich zu schauen,
Schimmert weißrötlicher Blütenschnee;
Falter jagen sich und Libellen,
Über dem See
Wiegen und weben sie,
Fliegen und schweben sie,
Muntre Gesellen,
Kennen kein Weh!

Und in der Sonne goldenen Strahlen
Bunter sich malen
Seh ich des Waldes grünlaubiges Dach.
Farrenkräuter und Blumenglocken
Werden schon wach,
Ranken und wiegen sich,
Schwanken und biegen sich,
Und mit Frohlocken
Sprudelt der Bach.

Frühling, willst du ein Gleichnis geben
Menschlichem Leben
In der Blumen leichtwelkender Pracht,
In des Falters eintägigem Prunken?
Ohne Bedacht
Schweben im Tanze wir,
Leben im Glanze wir
Und sind versunken
Morgen in Nacht!

Karl Heinlein.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann. (Fortsetzung.)

Es dauerte nicht lang, da wurde im „Lärchenhubel" Verlobung gefeiert. Die Stube war wieder gefüllt, aber es herrschte nicht der Trubel wie beim Aufrichtemahl. Verwandte rückten an aus verschiedenen Richtungen, natürlich auch von der Seite des Bräutigams. Neue Bekanntschaften wurden gemacht und Beziehungen angeknüpft zwischen Menschen, die heut einander zum ersten Mal ins Auge schauten.

Überall war man gespannt auf den Herrn Direktor und Bräutigam. Das Paar stand im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Wenn sie so nebeneinander standen, Gritli am Arme Werners, wenn das Glück so sichtbar von ihnen

ausstrahlte und die lachende Freude immer wieder in neuen Jubel ausbrach, mußten die Eltern Gritlis an sich halten, daß das Fest sie nicht überwältigte. Einen solchen Glückstag hatten sie schon lange, lange nicht mehr erlebt. Sie fühlten auch, wie heute das Einvernehmen mit Fredi und seiner Familie wieder enger und herzlicher wurde.

Sie waren natürlich alle aus der Stadt erschienen, der Onkel, seine Frau und Noldi.

Der Bub hatte den Tag kaum erwarten können. Schon längere Zeit war er nicht mehr auf dem „Lärchenhubel" gewesen. Er hatte in einem Stoffwarengeschäft in der Stadt eine Lehre angetreten und strenge Arbeit zu leisten, von morgens früh bis zum Feierabend. Nach sechs Uhr hieß es sogar noch manchmal: Noldi, besorge noch dies, noch das! Suche uns diesen Ballen hervor! Mach' ein Paket von diesen Seidenmustern! Sie müssen morgen fort mit der ersten Post. Oder dann mußte noch ein Brief geschrieben werden. Kein Fehler durfte darin stehen. Und wenn er in Gedanken an ein kommendes Vergnügen eine falsche Taste gedrückt hatte und die Buchstaben sich so gar nicht geordnet aneinander fügen wollten, zerriß ihm der Prokurist erbarmungslos das Blatt, und Noldi mußte noch einmal von vorne anfangen. Jetzt war er der Mühe und Schikanen für anderthalb Tage ledig. Gestern Nachmittag zu Hause und heut auf dem „Lärchenhubel".

Mit besonderer Anhänglichkeit hielt er sich an Gritli, die gefeierte Braut. Herrlich sah sie aus in ihrem rohseidenen Gewand. Es schien ihm, sie habe erst recht sich prächtig herausgemacht seit dem langen, so glücklichen Sommer, den er hier oben verlebt hatte. Sonst war sie die Gleiche geblieben, in der Liebe, mit der sie ihn umgab, im Interesse, das sie seiner Arbeit wie seiner Person überhaupt entgegenbrachte.

„Nun, wie gefällt es dir in deiner neuen Stellung?"

Noldi zuckte die Achseln.

„Später wird's besser gehen. Ausharren mußt. Auf die Zähne beißen! Ohne das geht es nicht!"

Das hatte ihm der Vater auch schon gesagt. Aber wenn er es sagte, tönte es ganz anders als aus dem Munde Gritlis. Zum Fürchten war's eher. Denn der Vater zog dazu seine Brauen zusammen, und hinter ihnen gewitterte es bereits.

Als die ganze Gesellschaft beim festlichen Mittagsmahle saß, um den Tisch, der herrlich mit Blumen geschmückt war, benutzte Noldi einen Augenblick, da im eifrigen Geplauder eine Stille eingetreten war: „Wo ist auch der Hannes?"

Man war betreten.

Noldi merkte, daß etwas nicht ganz in Ordnung war.

Gritli und der Bräutigam schauten einander an, und auf den Lippen eines jeden war der Gedanke zu lesen: das war eine Frage, die jetzt, just in dieser Stunde, nicht hätte kommen sollen!

Nun, der Hannes sei fort, hieß es; es sei ihm zu wohl geworden in seinem Nest und man habe auf dem „Lärchenhubel" bald nicht mehr gewußt, wer Herr und wer Knecht sei. „Ich mußte es wenigstens kürzlich für eine Ehre halten, daß er mir das Tor in den Schopf öffnete, daß ich den Wagen hineinstellen konnte," erzählte der Vater.

Noldi konnte und wollte diese Wendung der Dinge nicht glauben. Er hatte von Hannes eine ganz andere Meinung. Und wenn er auf dem Handel so tat, als gehe es um seinen eigenen Besitz, so konnte doch sein Meister die Gewinne einstecken, die der Hannes durch sein Verhalten erzielte. Gritli wußte wohl besser, wie alles sich abgespielt hatte. Wenn er's einmal allein hatte, mußte es ihm berichten.

Nach dem Essen machte man einen kleinen Spaziergang. Man stieg ins Ebnet hinunter und musterte den Stand der Arbeiten. Man kletterte durchs ganze Haus. Werner Buchwalder gab überall seine Erklärungen und stellte noch mancherlei Forderungen: dies mußte gemacht sein und jenes. Dort mußte etwas geändert werden. Mit dem Schlosser mußte er reden und dafür sorgen, daß der Kühlraum die neueste Verbesserung aufwies, die die Technik soeben herausgebracht hatte.

Wenn er so redete und über alles seine Meinung hatte, schaute Gritli an ihm empor und bewunderte die Kenntnisse, die sein Werner besaß und die Summe von Erfahrungen, die seine Urteile verrieten.

Noldi hatte für diese Dinge wenig übrig. Er nahm dann das Haus in Augenschein, wenn es fertig dastand. Ohne daß es jemand bemerkt hatte, verzog er sich hinauf in die Scheune. Er wollte wieder einmal in den Stall, die Kühe sehen, auf den Heuboden klettern und schauen, wie das Futter in diesem Jahr ausgefallen war.

„Was willst, Bub?" fuhr ihn eine ungemütliche Stimme an, und eine seltsame Erscheinung stand vor ihm. Ein großer, langer Mensch mit einem hohen Hals, an dem der Adamsapfel in auffallende Bewegung geriet, sobald der Unheimliche zu reden anfing. Er begann seine langen Arme zu verwerfen, daß man nicht wußte, ob er gegen unsichtbare Geister kämpfte oder Ungeziefer abwehrte.

„Ich bin der Noldi, der Noldi Zumstein aus der Stadt," gab sich der Bub zu erkennen.

„Was hast hier zu tun?"

„Eigentlich nichts. Aber weil ich gern bei den Tieren bin und vom Hannes allerlei gelernt habe, möcht' ich wissen, ob alles beim Alten geblieben ist."

„Schnüfeln willst! Ich mach meine Sache schon recht," bemerkte der Fremde. Streich dich hinüber! Ich will dann nicht Schuld sein, wenn's zerrissene Hosen gibt und einen Kratz im Gesicht."

Noldi trollte sich fort. Er malte sich aus, was für herrliche Stunden und Tage er mit Hannes hier verlebt hatte. Wie zwei Brüder hatten sie zusammengehalten, ein alter und ein junger. Wie gemütlich war es gewesen! Den Stall hatte er ihm zur Stube gemacht, die Rinder und Kälblein zu Kameraden und Spielgefährten. Fanny, das Roß, zu einem Freund, das ihn über Feld trug und als Reiter paradieren ließ.

Jetzt, unter diesem neuen Knecht, mutete ihn alles so fremd, so unvertraut an. Es war ihm, die Bäume fragten ihn: Wo kommst du her und was suchst du bei uns? Als plätscherte der Brunnen: Laß mich in Ruh'! Ich habe keinen Tropfen für dich! Als pfiffen die Vögel vom Scheunendach: Fort mit dir! Fort mit dir!

Wie wenn ihm die Flügel gestutzt worden wären, zog sich Noldi ins Haus zurück. Seine Leute hatten sich wieder in der Stube versammelt. Man sprach von den Eindrücken, die das Hotel den einzelnen hinterlassen und beglückwünschte das junge Paar, das im Frühling in diesem prächtigen Hause Einzug halten konnte.

Direktor Zumstein berichtete mit Stolz: „In den letzten Wochen sind schon Anfragen und Anmeldungen eingetroffen bei uns in der Stadt. Besonders aus dem Ausland. Natürlich! Die Propaganda für den Goldwang hat in Italien, in Frankreich und England eingesetzt. Auch bei unsern deutschen Nachbarn."

Gritli fragte besorgt: „Was fang ich mit diesen Franzosen, Italienern und Engländern an? Wenn ich nur mit ihnen reden, ihnen wenigstens „Grüß Gott" sagen könnte in ihrer Sprache!"

„Das wäre schon gut," meinte Werner, der Bräutigam. „Ich habe eine Idee. Heißt das, es würde einzig von dir abhangen, Gritli, und von den Eltern."

Die Braut richtete ihre Blicke auf Werner.

„Wenn die Idee uns und dem Hotel zugut kommt, bin ich von Anfang an dabei. So sag, was du meinst! Du machst uns wirklich neugierig."

Werner rückte heraus. Auch die Eltern Zumstein hingen an seinen Lippen.

„Wir haben noch einen Herbst und einen Winter vor uns. Das ist kostbare Zeit. Wir sollten sie ausnützen, so gut wir nur können. Wie wär's, Gritli, wenn du den Winter in einem Hotel, zum Beispiel an der Riviera, verbringen würdest? Durch meine guten Verbindungen könnt' ich dich an manchen Plätzen unterbringen. In Nervi, Rapallo, in Cannes und Nizza. Da lerntest du Italienisch oder Französisch, wohl auch etwas Englisch, und was das Hotelwesen anlangt. Was meinst du dazu?"

Als ob ein Funke in Gritli gefahren wäre, schoß es empor und schaute seinem Bräutigam strahlend in die Augen. „O, das möchte ich wohl! Das wäre ja herrlich!"

„Und die Aussteuer?" fragte die Mutter.

„Das wäre zu besprechen, ehe ich wegreise!"

Nun mischte sich auch Fredi in die Unterhaltung. „Der Gedanke meines Freundes Buchwalder ist glänzend. So bekämen wir eine Frau ins Hotel, die weiß, wie es aussieht und wie es zugeht an den Orten, von denen her viele unserer Gäste kommen."

Vater Dres räusperte sich: „Ein Mädchen, das noch nie in der Welt draußen gewesen ist, würd' es nicht leicht haben."

„Selb geb' ich zu," räumte Buchwalder ein. Aber Gritli würde sich bald auskennen und fände den richtigen Weg. Es hat das Aug' für alles und sähe tausend Dinge, die ihm auch daheim wertvoll werden könnten.

Das Mädchen freute sich, zu hören, daß sein Bräutigam eine so gute Meinung hatte von ihm. „Das wäre das, was ich mir schon längst gewünscht habe: in die Welt hinaus, unter fremde Menschen! Und es wär' nicht nur zum Vergnügen. O, so eine Lehrzeit wollt' ich schon ausnützen!"

Die Mutter mochte Gritli so einen Winter im Süden wohl gönnen. Sie hatte nur Bedenken, daß es doch eine weite Reise gab und so veränderte Verhältnisse, die einem unerfahrenen Wesen gefährlich werden konnten.

„Das laßt meine Sorge sein!" beruhigte der angehende Schwiegersohn seine Mutter. „Die Häuser und Leute, die in Frage kämen, nähmen sich Gritlis an, als ob es zu ihrer Familie gehörte, und was die weite Reise anbetrifft, würd' ich versprechen, selber mitzugehen und Gritli in seinen neuen Wirkungskreis einzuführen."

Nach solchen Versprechungen konnten die Eltern nichts Hinderliches mehr vorbringen gegen einen Winter ihrer Tochter im Ausland. Sie gönnten ihr, daß ihr längst gehegter Wunsch in Erfüllung ging. So zeitigte das Fest der Verlobung noch einen Entschluß, den niemand vorausgesehen hatte. Um so größer war die Überraschung und Begeisterung Gritlis.

Als die Wogen des Festes sich geglättet hatten und der Alltag auf dem „Lärchenhubel" wieder eingezogen war, wurden eifrig Vorbereitungen auf den kommenden Hausstand hin getroffen, daß Gritli in aller Ruhe die Abreise bewerkstelligen konnte. Werner Buchwalder hatte ihm inzwischen den Weg vorbereitet. Er hatte es zustande gebracht, ihm eine Unterkunft und Lerngelegenheit zu sichern im Hotel Eden in Nervi. Das war ein Ort, der von der internationalen Woge der Fremden nicht zu gefährlich überschwemmt war. Es war kein Nizza, Monte Carlo, kein Cannes und Juan les Pins. Und doch fanden sich hier alle europäischen Völker zusammen, aber vorwiegend die, die nicht lauter Zerstreuungen und Lustbarkeiten suchten, sondern mehr aus gesundheitlichen Gründen die Milde eines italienischen Winters am Meere genießen wollten. Das war das Rechte für Gritli, und die Leute im „Lärchenhubel" waren Werner dankbar, daß er eine so treffliche Lösung gefunden hatte.

Die Abreise wurde auf Anfang Oktober festgesetzt. Unbegreiferlicherweise war es schon merklich frisch, und besonders in der Tiefe setzten sich Nebel fest, die tagelang als graue und trübselige Schatten die Matten und Dörfer belagerten. Sie drangen und qualmten herauf bis zum Ebnet; dann verflüchtigten sie sich und lösten sich in herrliche Bläue auf, in der der „Lärchenhubel" sich sonnte wie am wärmsten Sommertag.

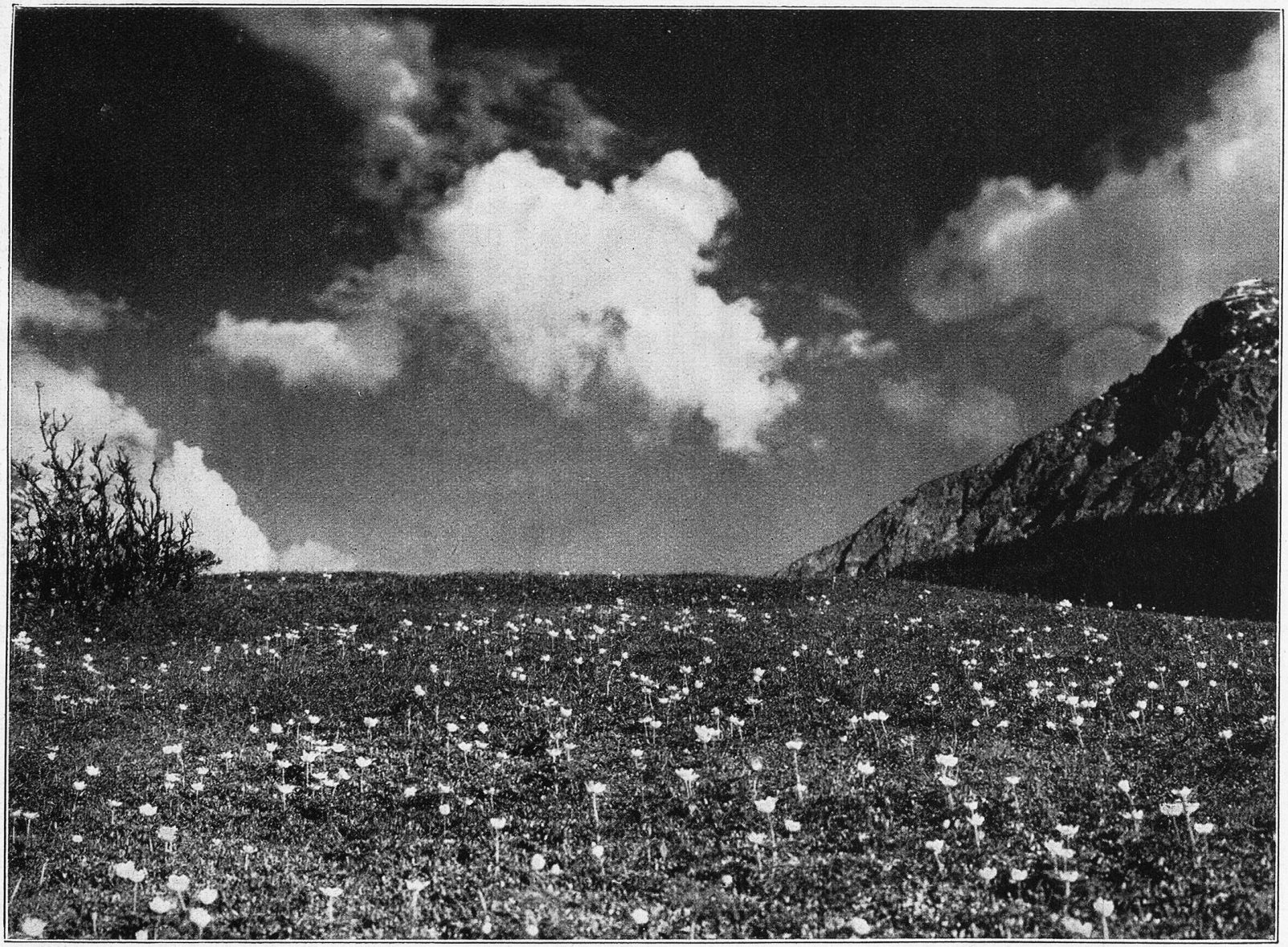
Es lud wenig ein, in diesen schwelenden Dampf unterzutauchen. Aber es bestand ja der Trost, daß jenseits des Gotthard ein freundlicherer Wettergott das Szepter führte und sein Reich sich dehnte bis an den Luganersee, über die Grenze in die Lombardei, ja, bis ans Meer, wo die plaudernden Wasser an die felsigen Ufer schlugen.

Fredi ließ sich nicht nehmen, auch das Seine beizutragen zu einem guten Gelingen der Fahrt. Am Abend vor der Abreise fuhr er mit Werner Buchwalder in seinem Wagen nach dem „Lärchenhubel". Eine kleine, herzliche Abschiedsfeier fand statt. Man wollte sie nicht zu lange ausdehnen. Denn in der Frühe reisten sie ab. Gritli war in Aufregung. Nun war der Tag angebrochen, der ihm die Fremde zeigte. Es glühte darauf, zum ersten Mal in seinem Leben die Grenze seiner Heimat zu überschreiten und in ein Land zu kommen, in dem ihm nichts angehörte als der blaue Himmel, der sich auch wölbte über den Tälern und Bergen seines Vaterlandes, über Kirchmatten, den „Lärchenhubel" und den Goldwang.

Aber ein Fünklein Erschrockenheit beunruhigte es doch. Konnte es leben ohne sein väterliches Heim, ohne Garten, Scheune, ohne die heimelige Stube und die erquickenden Blicke aus dem Fenster? Von Heimweh hatte es schon manches Lied gesungen. Vielleicht kam die Zeit, da sein Herz es lehrte, was es war. Dann wollte es standhaft sein und aushalten. Es hatte ja auch dem Noldi gesagt: Ausharren mußt! Auf die Zähne beißen!

Da nun alles sich in Tat und Geschehen umsetzen sollte, was sie bestimmt, wollten die Eltern es nun doch nicht glauben, daß es galt, sich für einen langen Winter von Gritli zu trennen. Eine Weihnacht ohne ihr Kind, das mußte ja schrecklich werden. Noch nie war es vorgekommen. Aber da alles zu seinem Wohle diente und dieser Winter in Italien gleichsam seinem Glücke die Krone aufsetzte, wollten sie nicht jammern und zufrieden sein, daß das Schicksal es so gut mit ihnen meinte. Und — zuletzt — das wußten sie auch: so fünf, sechs Monate waren durchzubringen, auch wenn es stürmte und schneite und kein Gritli durchs Haus trillerte.

Es war noch Nacht, als es am Morgen im „Lärchenhubel" lebendig wurde. Es gab keine Aufregung. Alles war den Abend vorher bereit gelegt worden. Man frühstückte. Fredi holte das Auto aus dem Schopf. Walter Buchwalder und der „Lange" schafften Koffern und Schachteln in den Wagen. Die Mutter stand daneben, mit Tränen in den Augen. Der Vater sagte nicht



Frühlingserwachen.

Photo Feuerstein, Schuls-Tarasp.

viel. Lisette wartete mit einem Tüchlein auf dem Treppenabsatz. Sie wollte dann winken. Der Bräutigam gab sich alle Mühe, den Eltern den Abschied nicht schwer zu machen. Sie wußten ja, er reiste mit und blieb noch ein paar Tage unten. Er konnte mit dieser Fahrt in Mailand und Genua Geschäfte verbinden, die seinem Hotel von Wert waren.

Jetzt streckte Gritli seinen Eltern zum letzten Mal die Hand und besiegelte mit einem herzhaften Kuß das bewegte Lebewohl. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Im nächsten Augenblick war er schon im Nebel verschwunden.

Die Eltern zogen sich in die Stube zurück. Die Mutter kämpfte mit sich, daß der Schmerz nicht die Oberhand gewann.

Die Tage, die kamen, erschienen ihr lang und öde. Nur die Arbeit, die von allen Seiten auf sie einstürmte, brachte ihr die nötige Zerstreuung. Der gewöhnliche Gang des Haushaltes nahm sie in Anspruch. Aber immer gesellte sich noch die Sorge der Aussteuer hinzu. Bis zum Frühjahr sollte alles bereit sein. Sie nähte selber und nahm noch eine Hilfe von Kirchmatten auf die Stör. Zu zweit rückten sie gut vorwärts, und wenn alle Stränge rissen, konnte man in die Stadt fahren, um das noch Fehlende einzukaufen.

Zwei Tage nach der Abreise kam schon die erste Karte in den „Lärchenhubel" geflogen. „Liebe Eltern! Wir sind hier in Mailand und halten uns einen Tag auf. Im Dom und auf dem Dom sind wir bereits gewesen. Es ist warm, wie im Sommer. O, herrlich ist's auf Reisen! Werner zeigt mir alles, was zu sehen ist. Morgen fahren wir nach Genua und Nervi weiter. Viele herzliche Grüße von Euerm Gritli." Auch Werner Buchwalder kritzelte in einer Ecke noch ein paar begeisterte Worte hinzu.

Die Mutter legte die Karte aufs Büfett. Sie zeigte ein Bild des Domes. Ein riesiges Leben herrschte auf dem Platze. Tram und Fuhrwerke wirbelten durcheinander, und in Scharen schob sich das Volk durch die Straßen. „Schau, Vater, wie es da zugeht!" sagte sie verwundert und mußte das Bild sich immer wieder vor Augen halten. „Da ist ja unsere Kirchweih in Kirchmatten nichts dagegen. Und alleweil haben sie Fest. Nein, in so einem Trubel möcht' ich nicht leben. Aber — hast du gelesen? Gottlob, es geht dem Gritli gut, und beide sind glücklich."

Wer in den „Lärchenhubel" kam, allen wurde die Karte gezeigt, und als Wunderding lief sie von Hand zu Hand, bis eine zweite sie überholte, die sie mit neuen Berichten überraschte.

Sie traf aus Genua ein und zeigte den Hafen mit vielen Booten und einem mächtigen Auswandererdampfer im Vordergrund. Just wurde eingeladen. Mit Säcken auf dem Rücken liefen die Arbeiter über die schmalen Stege. An den Ketten der Krane pendelten Kisten in der Luft, dort ein ganzes Automobil und unweit davon ein Elefant, der, an einem festen Gurt angefaßt, hilflos zwischen Himmel und Bord des Schiffes über dem Wasser baumelte. Das war ja unglaublich!

Mit dem gleichen Interesse verschlangen die Eltern die Zeilen Gritlis: „Wir sind am Meer! Ihr solltet sehen, wie herrlich blau es ist und wie es an die Mauern peitscht und schäumt. Heute Mittag sind wir auf den Rigi hinaufgefahren. Ja, auf den Rigi! Ihr müßt nicht lachen. Es gibt hier auch einen Rigi, und man sieht von hier über die ganze Stadt und bis dahin, wo Himmel und Meer zusammenfließen. Der Vierwaldstättersee vom Rigi aus ist prächtig. Aber die Aussicht vom Genueser Rigi nicht weniger großartig. Und Wetter haben wir, wie Gold! Und ihr? Ist der Nebel noch nicht fort? Ihr Armen!"

Gritli schien ganz aus dem Häuschen gekommen zu sein, als es diese Karte schrieb. Wie es ihm ging, davon berichtete es diesmal nichts. Nun, wenn es so begeistert war, mußte es auch sonst um alles gut stehen. Es war gar kein Platz geblieben für weiteres. Werner Buchwalder hatte nur noch seinen Namen gesetzt unter die schwärmerischen Worte seiner Braut.

Lisette nahm die Karte in die Küche. Während des Abwaschens guckte sie immer wieder hin, bald auf den Überseedampfer, bald auf das Auto und bald auf den fliegenden Elefanten. So etwas!

Nach ein paar Tagen erreichte die dritte Karte den „Lärchenhubel". Sie trug schon den Stempel Nervis. Gritli schrieb: „Wir sind im Hotel Eden angelangt und herzlich empfangen worden. Ich habe ganz zu oberst ein kleines, schönes Zimmer gegen das Meer. Carlettis sind liebe Leute. Fremde sind noch nicht viele da. Ich habe schön Zeit, mich einzuarbeiten. Einen Tag machten wir noch Ferien. Werner fuhr mit mir nach Portofino Kulm. Das ist ein Berg, fast rings vom Meer umgeben. Und wie geht es Euch? Vergeßt es nicht, mir alle Wochen einmal zu schreiben, so

wie wir's ausgemacht haben. Bald werde ich allein sein. Euer Gritli!"

Von jetzt an hatte der Briefträger eine ganz andere Bedeutung gewonnen für die Zumsteinleute. Bis jetzt hatte er selten etwas gebracht, das mit Spannung erwartet wurde. Das Blättlein, eine Karte von einem Viehhändler, einem Metzger. Fredi schrieb nicht oft. Bei dringenden und gewichtigen Sachen erschien er selber.

Jetzt aber wurde mit Sehnsucht die Zeit abgepaßt, da der Briefträger kommen mußte. Die Mutter schaute aus dem Fenster, nach dem Ebnet hinunter. Wenn sie ihn dann, mit dem blauen Käppi und der großen, schwarzen Ledertasche aus dem „Hölzchen" schlüpfen sah, und erst, wenn er in der Rechten eine Karte oder einen Brief schwenkte, wie ein Fähnlein, mochte sie den Augenblick kaum erwarten, bis er über den Hof schritt. Sie eilte ihm entgegen, und wenn sie freudig das Schriftstück Gritlis in Händen hielt, fragte sie ihn: „Nehmen Sie ein Glas Most?"

Natürlich, wenn man von Kirchmatten herauf keuchte, trank man gerne einen Tropfen!

Aber nun zunächst erschien keine Nachricht vom Gritli. Werner Buchwalder kam selber und erzählte ganz persönlich von der Reise und wie er seine Braut im „Eden" einquartiert habe. Die Eltern durften beruhigt sein, und der künftige Schwiegersohn bestätigte ihnen, wie prächtig Gritli untergebracht sei und wie sie schon kurzweiligen Anschluß gefunden habe.

Werner mußte der Mutter bis in alle Einzelheiten beschreiben, wie das Zimmer ihres Mägdleins beschaffen und wie die Luft war im „Eden", der Geist, das Einvernehmen der Herrschaft zu den Angestellten, die Stimmung und der Ton unter den Gästen. Er konnte den Eltern nur die beste Auskunft geben. Er berichtete auch wieder, wie es ihm gelungen sei, in Italien Interesse zu wecken für sein Hotel, und auch Signor Carletti vom „Eden" habe ihm versprochen, so oft als möglich Gäste in die Schweiz und zu ihm ins „Ebnet" zu schicken.

Man ging dem Winter entgegen. Nach einer Reihe schöner Herbsttage stellte sich ein Sudelwetter ein. Es regnete, und schon mischten sich unter die Fluten Körner von Riesel und ein paar Flocken, die gleich zu Wasser wurden. Dann behaupteten sie sich länger, bis eines abends der grüne, tote Boden ein weißes Schäumlein erhielt, das sich zur Decke verdichtete. Der Winter war endgültig eingerückt. Man zog sich ins Haus zurück.

Die Stube im „Lärchenhubel" war zur Nähstube geworden. Die Frauen säumten die großen Leintücher, die Mutter, die Näherin auf der Stör, und Lisette half auch gerne mit, wo man sie brauchen konnte.

Es war selbstverständlich, daß bei der Arbeit an der Aussteuer von der Braut oft die Rede war, und diese Gespräche erfuhren jeweilen neue Belebung, wenn Gritli geschrieben hatte. Die Briefe brachten immer etwas Bemerkenswertes. Man erhielt ein gutes Bild vom Leben und Treiben im „Eden", auch davon, wie der Braut ums Herz war und was für Fortschritte sie machte.

Da hieß es einmal: „Es ist ein wahres Glück, daß ich hierher gekommen bin. Ich lerne viel. Wenn ich das nicht hätte, was ich bisher in der Küche, im Office, in den Zimmern, im Bureau gesehen und aufgenommen habe, ich könnte nichts machen im Ebnet, müßte dastehen und mich auf die Diensten verlassen. Zuviel würde auf Werner lasten, der als Leiter des Ganzen ohnehin alle Hände voll zu tun bekommt.

Auch in den Sprachen habe ich Gelegenheit, mir manches anzueignen. Für ein gründliches Erlernen ist die Zeit allerdings zu kurz. Aber wenn ich mich auf die Dinge beschränke, die der Hotelbetrieb braucht, reicht's doch noch ordentlich weit. Ich nehme jeden Tag eine Italienisch-Stunde bei einem alten Lehrer, der schon viele Hotelleute auf seine Sprache eingedrillt hat. Es ist ein freundlicher Alter, der gerne zwischenhinein einen Spaß macht. Die Stimme solltet ihr hören, wenn er spricht. Wie eine Orgel tönt's, so hell und rein. Er bringt einem eine gute Aussprache bei, und im Schriftlichen korrigiert er mir alles, was ich schreibe. Paßt auf, ich schicke euch einmal einen italienischen Brief. Dann habt ihr etwas zu studieren für die langen Winterabende. Non è vero?

Ins Englische komme ich von selber etwas hinein. Beim Essen sitze ich neben einer Miß, die aus London gekommen ist, wie ich aus der Schweiz. Sie möchte auch vom Hotelwesen einiges lernen, jetzt beschäftigt sie sich mit der Wäsche. In freien Stunden tauschen wir aus. Sie gibt mir Englisch und ich ihr Deutsch. Es ist oft zu lustig, wenn wir am Strande miteinander kauderwelschen. How are you? Guter Wetter heute! Sie ist ein trefflicher Mensch. Wir kommen ausgezeichnet miteinander aus. Sie hat mir auch

bereits versprochen, mich einmal im Ebnet zu besuchen. Das muß fein werden!

Es war immer kurzweilig, Gritlis Briefe zu lesen. Am schönsten aber, wenn es von einem Vergnügen erzählte, das es gehabt. Einmal berichtete es:

„Wir haben immer noch herrliche Wärme, und doch sind wir gehörig in den November hineingerückt. Gestern machten wir eine Ausfahrt, zuerst in der Bahn und dann in einem Ruderschiff. In einem Ruderschiff aufs Meer hinaus. Ein Glück ist nur, daß ihr uns nicht gesehen habt. Ihr hättet gezittert und geschrien, vielleicht lauter als wir. Wir waren eine Gesellschaft von etwa acht Personen aus dem Hotel. Meist junges Volk. Alles Gäste. Sie nahmen mich mit, ein Franzosenpaar, ein deutscher Professor, drei Engländerinnen und ein amerikanischer Farmer aus Kanada. In einem abgelegenen, kleinen Hafen in der Halbinsel Portofino liegt ein altes, berühmtes Kloster, San Fruttuoso. Da kann man am schnellsten auf dem Meerweg zukommen. Es hätte zu lange gedauert, wenn wir von oben her zu Fuß in den verborgenen Winkel hinuntergestiegen wären. Zuerst ging die Fahrt ganz gemütlich. Zwei erfahrene, kräftige Matrosen ruderten. Aber da erhob sich ein Wind, der Wind schwoll zum Sturme an, und nun wurden wir tüchtig in unserer Nußschale geschaukelt, auf mächtige Wellenberge gehoben und wieder hinunter in die Täler. Die Engländerinnen erblaßten, der Amerikaner lachte sie aus, und der Professor rief immer „Landen! Landen!" Aber wir konnten nicht landen. Im Gegenteil, wir mußten dem offenen Meere zusteuern, um nicht an die schroffen Felsen geschleudert zu werden. Und dann? Es wurde erst besser, als wir die Bucht erreicht hatten. Aber nun stand uns noch ein Abenteuer bevor. Wie kamen wir an Land? Mit einer mächtigen Woge ließen wir uns ans Ufer treiben. Sie setzte uns wie herrenloses Strandgut ab, und andere Seeleute in San Fruttuoso waren uns beim Landungsmanöver behilflich. Auf der Rückkehr war's wieder dasselbe. Eine Welle schwemmte uns mächtig aufs offne Wasser. Die Marinaio wehrten sich wie die Löwen und legten sich zäh in die Ruder, so daß wir schließlich wohlbehalten in Camogli wieder festen Boden unter die Füße bekamen. Nein, so etwas hab' ich noch nie erlebt und werd' es wohl nie mehr erleben. Aber großartig war's trotz alledem!"

Die Eltern hatten einen Schrecken, als sie diese Schilderung lasen. Die Mutter zitterte und schüttelte den Kopf. Auch der Vater hatte seine Ruhe verloren. Im Antwortbrief beschworen sie Gritli, nie mehr etwas Ähnliches zu unternehmen. Sie hätten ja alle beide keine glückliche Stunde mehr.

Im übrigen fügten sie bei, daheim sei alles beim Alten geblieben. Im Ebnet werde tüchtig gearbeitet und Werner und Fredi rechneten damit, daß aufs Frühjahr zur Einweihung der Paßstraße das Hotel schlüsselfertig dastehe.

Bis jetzt hatte aus keinem Briefe nur der leiseste Anflug von Heimweh ihnen entgegengeweht. Die Braut fand so viel Anregung und Abwechslung, daß sie kaum eine beschauliche Stunde verlebte, in der sie sich hätte wehmütigen Stimmungen hingeben können. Dann war sie durch ihre Eltern wie durch Werner so fleißig auf dem Laufenden gehalten, wie's in der Stadt und auf dem „Lärchenhubel" stand, daß das Gefühl starker Trennung in ihr gar nicht aufkam. Gelegentlich schrieb ihr auch Onkel Fredi, und Noldi schickte eine Karte.

Von ganz andern Dingen erzählte Gritli im nächsten Brief. Es ging wohl darauf aus, den Eindruck des letzten zu mildern. Im Eden hatte ein großer Ball stattgefunden. Ein Bankett mit einer großartigen Tischdekoration war ihm vorangegangen. Blumen in unübersehbarer Fülle, Rosen und Nelken, hatten in kunstvollen Bogen, Büschen, als Türme und Schiffe geprangt und einen Luxus entfaltet, der fürstliches Ausmaß annahm.

Zwei Orchester hatten in verschiedenen Sälen aufgespielt, und die Fremden ganz Nervis, namentlich die Damen, hatten Toiletten zur Schau getragen, die Gritli vom Staunen zur Bewunderung, von der Bewunderung in die Unmöglichkeit trieben, in einer solchen Farbenfreudigkeit, in solchen Phantasien, Formen und Neuschöpfungen sich noch zurechtzufinden. Das war die internationale Welt der Vornehmsten und Üppigsten, die sich hier ein Stelldichein gab. Aber niemand wußte, wie viel falscher Prunk und Schein dabei waren.

Es hätte auch mitmachen sollen, aber als es sah, wie sich das Fest entwickelte und es selber in seinem schönsten rotseidenen Kleide als unscheinbares Mauerblümchen verschwand im Wettstreit dieser von Perlen geschmückten Damen, zog es sich zurück und schaute aus verborgenem Winkel zu, wie die Reigen und Rundtänze sich abwik-

kelten, hörte, wie die Pfropfen von den Champagnerflaschen knallten und das Getümmel durch die Säle rauschte. So ein Fest verschlug ihm den Atem, und doch verlohnte es sich, auch von solchem Glanze einmal eine Vorstellung zu bekommen.

Man war in den Dezember hineingeraten. Gritli schrieb: „Ihr steckt nun schon mitten im Winter. Vom Schnee wissen wir nichts. Es ist wohl ein bißchen frischer geworden, aber man geht noch spazieren und genießt die herrliche Luft am Strande. Diese Promenade solltet ihr einmal sehen. Der schöne Weg ist in die Felsen gehauen. Über eine halbe Stunde geht man von einem Ende zum andern, schaut übers Meer und freut sich an den herrlichen Farben. Bald schimmert es grün, bald blau und violett, je nach der Sonne, der Tageszeit und den Wolken, die am Himmel dahinziehen. Manchmal fährt ganz weit draußen ein Schiff vorbei, oder dann taucht bei der hellsten Sicht ein Zipfel von Corsica auf. Am wunderbarsten aber ist es, wenn die Wellen wie Berge daherkommen. Zuoberst tragen sie einen silberglänzenden Schaum. Im Sturme spritzen sie haushoch auf und schlagen wie toll an die Blöcke und Mauern. Wer ihnen zu nahe gerät, erhält eine salzige Taufe. Kaum hat sich so eine Woge den Scheitel eingerannt, ist schon eine andere da und wieder eine. So dauert es stundenlang. Man bekommt nie genug, diesem Toben des Meeres zuzuschauen. Wenn ich im Hotel ein halbes Stündlein freie Zeit habe, renne ich hinunter an den Strand. Immer ist's wieder anders. Als ich gestern so in die Unendlichkeit hinaus starrte, ward mir zumut wie damals auf dem höchsten Punkte des Goldwang: herrlich ist der Blick ins Grenzenlose, und man kommt auf Gedanken, auf Fragen und Träume, in denen der liebe Gott die größte Rolle spielt. — Jetzt ist ja schon bald Weihnachten, und die halbe Zeit meines Aufenthaltes in der Fremde um. Oft möchte ich das Rad, das so schnell herumwirbelt, etwas zurückhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsfahrt.

Mit Brausen gar absonderlich
Der Lenz fährt durch die Lande;
Noch sträubt und sperrt der Winter sich —
So sträube dich und sperre dich
Ein Weilchen noch,
Du mußt ja doch
Entfliehn mit Schimpf und Schande.

Im Walde rauschen grün und schlank
Belaubte Siegesbogen;
Mit Flöten- und Schalmeienklang,
Bei Wachtelschlag und Amselsang,
Im Fliederduft
Kommt durch die Luft
Der König Lenz gezogen.

Die Blumenstauden beugen schon
Die Häupter als Vasallen;
In Veilchenpolstern schwillt sein Thron,
Und eine rote Rosenkron
Sein junges Haupt
Dornlos umlaubt,
Und blaue Fahnen wallen.

Richard Hugo.

Eine Lesbosfahrt.

Von Fridolina Walser.

Der kleine griechische Dampfer „Lesbos" hatte den Piräus um 19 Uhr verlassen und fuhr über Chios nach Lesbos, jener Insel, die das Ziel meiner Sehnsucht darstellte. Die vielen einheimischen Passagiere, Männer, Frauen und Kinder, für die einbrechende Nacht in bunte Shawls und Decken eingehüllt, lagen schweigsam auf Deck oder in den Seitengängen, auf ihre manchmal umfangreichen Bündel gelagert, oder beseitigten noch die Reste ihrer frugalen Abendmahlzeit. Es waren Bilder dabei, die zu Herzen gingen. Fremde, rührende Schicksale. Die Aprilnacht blieb glücklicherweise mild. Aber der Dampfer fing an in Aeols Wind zu schwanken. Nein, es war ein tückischer Dämon, der aus vollen Backen blies, dem Dampfer gerade in die Flanke. Wir stiegen